

26. März 2011

Nach der Apokalypse

Gross ist in Japan das Mitleiden mit den Opfern, und erst nach und nach erwachen die Menschen aus ihrer Schockstarre



Opfer der Erdbeben- und Tsunami-Katastrophe werden bestattet.

(Bild: Reuters)

Wo man im Westen zur Hysterie neigt, bleiben die Menschen in Japan in Anbetracht der Jahrhundertkatastrophe staunenswert ruhig. Das hängt mit dem Gebot der Zurückhaltung zusammen, aber auch damit, dass ihnen wenig anderes bleibt. Hinzu kommen Trauma und Trauer. – Einige Beobachtungen von vor Ort.

Daniela Tan

Im Kansai-Gebiet um Osaka und Kyoto ist zwei Wochen nach dem Beben von der gegenwärtigen Krisensituation im Nordosten des Landes nicht viel zu spüren. Zumindest nicht an der Oberfläche. Nur gelegentlich verlangsamen Passanten ihre Schritte bei den Spendensammlern, die am Bahnhof Umeda mit lauten Stimmen auf sich aufmerksam machen. Ab und zu findet ein Geldschein seinen Weg in eine der improvisierten Kartonschachteln, auf denen in grossen handgeschriebenen Schriftzeichen geschrieben steht: Higashi Nihon daishinsai – grosse Erdbebenkatastrophe in Ostjapan.

Wenige Stunden nach der Meldung über eine radioaktive Belastung des Leitungswassers in Tokio sind Wasserflaschen in den Geschäften und Convenience-Stores ausverkauft, niemand schert sich um die Warnung des Regierungssprechers Yukio Edano, keine Hamsterkäufe zu tätigen. Allmählich beginnen sich Auswirkungen auch in Westjapan bemerkbar zu machen, wenn man sich auch hartnäckig weigern möchte, sie wahrzunehmen. Tokio ist weit weg. Sogar die Stromfrequenz ist anders: 50 Hertz in Ostjapan und 60 Hertz in Westjapan.

Lücken im Leben

Es könnten zwei verschiedene Länder sein. Doch der verspätete Semesterbeginn der Universitäten, die ihren Lehrbetrieb erst nach der Golden Week im Mai aufnehmen werden, reiss eine Lücke in den reibungslosen Ablauf im Leben von jungen Studienanwärtern. Es kann vorkommen, dass gewisse Lebensmittel wie Reis oder Instantprodukte ausverkauft sind, da man für Verwandte im Nordosten auf Vorrat eingekauft hat. Angesichts der nach wie vor instabilen Lage in Fukushima lässt

sich eine gewisse Besorgnis über den Zustand der Reaktoren und den Verlauf der technischen Notoperationen nicht vermeiden.

«Seit sieben Stunden spritzen sie Wasser, anscheinend ist es ein bisschen besser geworden», sagt Toshimi Kato. Wir sitzen am Tisch in der kleinen Küche ihres Hauses in der Präfektur Wakayama. Es ist bereits spät, und die dieses Jahr hartnäckige Kälte macht sich unangenehm bemerkbar. Vor uns stehen zwei Tassen heisser Tee, dessen Dampf in Richtung der schmucklosen Neonbeleuchtung aufsteigt. Auch aus dem Reaktor von Fukushima, der pausenlos über den Bildschirm vor uns flimmert, steigt Dampf auf. Wasserdampf, sagen die einen, ein gutes Zeichen; eine radioaktive Wolke, kommentieren die anderen. So geht es seit Tagen, die Leute blicken sorgenvoll in den Nordosten des Landes, wo mittlerweile Hunderttausende ohne Obdach in überfüllten Notunterkünften gestrandet sind. Alle haben Schreckliches erlebt, geliebte Menschen verloren, viele der älteren Menschen sind nach ihrer Rettung verstorben.

Sympathiewelle

Der 11. März löst als kollektive Erfahrung eine Sympathiewelle für die betroffenen Gebiete aus. Die zutiefst menschliche Fähigkeit zum Mitgefühl wirkt sich im täglichen Zusammenleben still und tragend aus. Der junge Vater, dem der Tsunami Frau und Kinder entrissen hat, die Schul-Teenager, die auf einen Schlag zu Waisen geworden sind, die stumm daliegenden Gestalten in den Notunterkünften: All dies hinterlässt tiefen Schmerz auch bei jenen, die nicht direkt betroffen sind. Menschen leiden angesichts des Leids von anderen.

So auch in den letzten Tagen. Die Ausmasse des verheerenden Erdbebens schienen sich in den bangeren Tagen der Nachbeben ins Unermessliche zu steigern. Auf das Beben der Stärke 9 auf der Richter-Skala und die Zerstörungswut des Tsunami folgt die Angst vor einer nuklearen Katastrophe, die mittlerweile chronisch zu werden droht. Wenn dann auch noch ein Vulkan Asche zu speien beginnt, so wie seit Mitte März der Shinmoedake im Süden Japans, steigert sich die boulevardeske Lust am Inszenieren der Apokalypse, und die Hysterie überschlägt sich.

Beim Verfolgen der aktuellen Meldungen rund um die Atomreaktoren der Anlage in Fukushima beschleicht einen selbst ob schlichten Faktenmeldungen seriöser Nachrichtensendungen akute Beklemmung. Kurz nach dem Beginn der hilflos anmutenden Versuche, ausser Kontrolle geratene Atomreaktoren mit Meerwasser zu kühlen, informierte ein Tepco-Sprecher mit unbewegter Miene, die Strahlenbelastung um Fukushima sei viel geringer als bei einem Zahnarztbesuch. Als Antwort auf die kritische Bemerkung eines Journalisten, dass die Röntgenbelastung beim Zahnarzt sich auf einen Sekundenbruchteil beschränke, folgte ein fast halbminütiges Schweigen, ein Schweigen, das aufgrund seiner schieren Dauer eher einem Ausruf glich. Nach einem geflüsterten Austausch mit einem Berater an der Seite folgten dann Ausführungen über die Bedeutung der Windrichtung. In der Zwischenzeit rauscht der empörte Twitter-Strom ununterbrochen. Nigerō tte itte yo! Sagt doch einfach, die Leute sollen flüchten!

Nicht die Betreiberfirma der AKW Fukushima Daiichi, die nach eigenen Angaben «eng mit Regierungsstellen zusammenarbeiten, um zu verhindern, dass sich die Situation noch mehr verschlechtert», sondern auch ebendiese offiziellen Stellen kommunizieren ausserordentlich ungeschickt. Dies verärgert zunehmend auch die japanische Öffentlichkeit. Da nützt es wenig, wenn der Vizepräsident von Tepco, Norio Tsuzumi, sich bei einer Gruppe Evakuierter mit vielen Verbeugungen entschuldigt. «Wenn wir ein Jahr lang nichts anbauen können, haben wir ein

Problem. Als das Atomkraftwerk gebaut wurde, hiess es, dass es Erdbeben bis zu einem gewissen Grad standhalten würde. Ich hoffe, dass wir bald nach Hause zurückkehren können» – so die ruhig vorgebrachte Klage eines betroffenen Bauern. Dass die Regierung einerseits nahelegt, auf den Verkauf potenziell kontaminierter Lebensmittel zu verzichten, von eventuellen Kompensationen jedoch nie die Rede ist, mag als weiterer Beleg der lückenhaften Kommunikation dienen, die das Ineinandergreifen von Massnahmen erschwert.

Es ist viel geschrieben worden über die Eigenheiten der japanischen Sprache und ihre Konsequenzen für die Kommunikation. Tatsache ist, dass man in Japan in aller Deutlichkeit versteht, was gesagt wird. Undeutlich ist es höchstens für Ohren von Personen, die kein Japanisch sprechen. Dass die japanischen Behörden eine zweifelhafte Informationspolitik betreiben, ist ein anderes Problem und hat nichts mit der japanischen Sprache zu tun. Es könnte mit der Tatsache zusammenhängen, dass Atomkraft in Japan nach wie vor ein Tabuthema ist. Umso mehr, wenn die atomare Bedrohung von innen kommt.

Blockierte Trauer

Gerade jetzt, wo die letzten Opfer der Atombombenabwürfe von 1945 bereits im hohen Alter stehen und man sich endlich von den letzten Zeugen verabschieden wollte (natürlich nicht ohne Pathos), droht die Gefahr, dass ein grosser Bevölkerungsteil radioaktiv kontaminiert werden könnte. Dieses Thema ist unangenehm. Über nukleare Bedrohung spricht man nicht. Das ist das Problem, und deshalb wächst die Unsicherheit. Abhilfe versprechen unter anderem Blogs von Atomwissenschafts-Doktoranden des MIT (<http://mitnse.com/>) oder die Tweets des Nuklearphysik-Professors Ryugo Hayano von der Universität Tokio (<http://twitter.com/hayano>), in denen die aktuellen Nachrichtenmeldungen aus fachlicher Sicht erklärt und kommentiert werden. Mittlerweile verfolgen in Japan über 150 000 Personen per Follower-Abonnement seine Meldungen.

Die Schicksale der Menschen in den nordöstlichen Präfekturen sind es denn auch, die die Gemüter hier in Japan bewegen. Auch wenn die Kamerateams nicht ganz darauf verzichten wollen, Nahaufnahmen von weinenden Personen zu zeigen, bemüht man sich um eine Darstellung von Menschen, die sich mit der Situation abfinden. Es mangelt an allem in den Notunterkünften, an Wasser, Medikamenten und warmer Kleidung. Ohne funktionierendes Strassensystem gelangen Lieferungen mit Nahrungsmitteln und Gütern nur tropfenweise in die betroffenen Gebiete. Mehr als eine Woche nach dem Beben beginnen sich Verzweiflung und Ohnmacht im Bewusstsein auszubreiten. Das Problem ist, dass sich akut traumatisierte Menschen damit schwertun, über ihre Gefühle zu sprechen. Fachleute sprechen von einem Zustand der Dissoziation, der auf den ersten Schock folgt. Der Trauerprozess verläuft wellenförmig und in unterschiedlichen Stufen. Auch wenn Gefühle nicht demonstrativ zur Schau getragen werden, ändert das nichts an ihrer Intensität.

Dass man dennoch wo immer möglich Alltag und Fassung zu bewahren versucht, hat zwei Gründe. Über dem Exodus von Ausländern aus Japan in diesen Tagen darf nicht vergessen werden, dass längst nicht jeder seine Existenz einfach so zurücklassen kann – oder will. Man wohnt hier, hat Freunde, Bekannte, Arbeit, und die Kinder gehen in die nahe gelegene Schule. Zudem wirkt sich Empathie nicht nur in der Wahrnehmung von Leid aus; auch positive Gefühle können ansteckend wirken. Deshalb lässt man sich nicht gehen, klagt nicht über Stromrationierungen und das Fehlen von Nahrungsmitteln in den Regalen der Supermärkte. Wo immer möglich wird das alltägliche Leben fortgesetzt. Man kann es Zweckoptimismus nennen. Man kann es Wissen um das Potenzial zur Empathie nennen: Die Hoffnung, dass es ein normales Leben nach der Katastrophe gibt, lebt

weiter.

Daniela Tan ist Japanologin am Ostasiatischen Seminar der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind japanische Gegenwartsliteratur sowie Religion. Sie ist dieser Tage aus Osaka zurückgekehrt.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/nach_der_apokalypse_1.10029937.html